



Anzeigenberechnung: die 46 mm breite Millimeterzeile 3,5 ϕ Familienanzeigen. Vereinsanzeigen und kleine Einspalten-Anzeigen nach Preisliste Nr. 12, im Textteil 10 ϕ Nachschlaßtafel A. Der Bezugspreis beträgt 85 ϕ ohne Trägerlohn

Samstag, den 30. November 1935

12. Jahrgang

Die Deutschlandhalle eröffnet

Große Kundgebung unter Teilnahme des Führers.
Europas schönster Hallenbau.

Berlin, 30. November.

Die Deutschlandhalle, Europas schönster Großhallenbau, wurde Freitag abend mit einer festlichen Kundgebung der Partei in Anwesenheit des Führers eröffnet.

Mit der Deutschlandhalle erhält die Reichshauptstadt die würdige Versammlungsstätte, die ihr bisher gefehlt hat. Denn der Sportpalast, der aus der Geschichte des Saues Groß-Berlin der NSDAP nicht wegzudenken ist, hat wegen seines geringen Fassungsvermögens für die Ansprüche der Bewegung schon lange nicht mehr ausgereicht. Die Deutschland-Halle, die mit Genehmigung des Führers und im Auftrage der Partei errichtet worden ist, gibt nun den Gliederungen der nationalen Bewegung endlich eine Großanlage, die durch ihr Fassungsvermögen von 20 000 Personen in Ausmaß und würdiger Gestaltung den Anforderungen entspricht.

Von außerordentlicher Bedeutung ist die Deutschlandhalle für die bevorstehenden Olympischen Spiele 1936. Hier löst sie das ungewöhnlich schwierige Problem einer geschlossenen Kampfbahn, die mindestens 15 000 Personen, zusammengefaßt um einen kleinen Kreis, aufnehmen und ihnen ausreichende Sichtmöglichkeit zu bieten vermag. Auch für die großen Ritt- und Fahrturniere, die zirkonischen Darbietungen, Turnfeste u. a. m. ist die Deutschlandhalle in bester Weise ausgerüstet. Was es an neuzeitlichen Einrichtungen für eine so vielfeitig zu verwendende große Anlage gab, ist hier angebracht. In wenigen Stunden kann aus einer festlichen Kongreßhalle ein Volkstheater, aus dem Volkstheater eine olympische Arena, aus der Arena eine Radrennbahn (210 Meter Länge) und aus dieser wieder ein gewaltiger Gesellschaftsräum entstehen.

Im Aeußeren macht der riesenhafte Bau (von 60 000 qm Gesamtfläche nimmt die Halle selbst etwa 35 000 qm ein), der im olympischen Stadteil der Reichshauptstadt am Bahnhof Lichtamp liegt, einen überwältigenden Eindruck. Die Aufteilung der Plätze und die Anordnung der Zugänge ermöglichen eine Befahrung und Räummung der Deutschlandhalle in kürzester Frist.

Wenn man schließlich bedenkt, daß die Deutschlandhalle erst im März dieses Jahres begonnen wurde, gewinnt man erst den richtigen Begriff nicht nur von dem Gestaltungswillen des neuen Deutschland, sondern auch von der Schöpferkraft seiner Baukünstler und dem Fleiß vieler tausend Volksgenossen, die dieses eindrucksvolle Werk zum Ruhm und Ansehen des neuen Deutschland geschaffen haben.

Als gewaltiger leuchtender Block liegt der riesenhafte Bau auf dem weiten Felde unweit des Bahnhofe Eickamp, das schon zum olympischen Viertel der Reichshauptstadt gehört. Scheinwerfer tauchen die Stirnfront in gleißendes Licht. Zwischen den acht hohen Vierkantssäulen hängen in langen Bahnen die Reichsflaggen, die auch von den Fabrikmännern auf dem Dach wehen. Vorbeergrün ist der einzige Schmuck der durch ihre Linienführung eindrucksvoll genug wirkenden Halle.

In dichten Scharen

strömen seit Stunden die Massen in das Innere. Der breite
Bordelaune mit seinen hellen Farbtönen, den geschäftig an-

als die entscheidende Tat. Hoare und er werden in Zukunft die Hauptlast der Verantwortung tragen. Aber die Auswahl der neuen Männer der Regierung ist so, daß diese Regierung als eine der stärksten bezeichnet werden kann, die England in entscheidungsreicher und schicksalsschwerer Zeit je gehabt hat.

König Georg II. von Griechenland hat seinen Einzug in seine Heimat gehalten, wobei ihm schon von Korfu ab die Bevölkerung stürmische Huldigungen bereitet. Die Regentschaft des Ministerpräsidenten Generals Kondylis ist erloschen. Kondylis hat dem König zwar in der Befestigung der innergriechischen Verhältnisse weitgehend vorgearbeitet, doch findet dieser eine Reihe bedeutsamer Aufgaben vor, die angesichts der schweren und umwälzenden Ereignisse dieses Jahres um so dringender der Lösung bedürfen. Zunächst sollen, noch nach dem Plan des bisherigen Regenten, am 22. Dezember Neuwahlen stattfinden, ob vor diesem Datum noch ein Regierungswechsel erfolgt, der ein Ubergangskabinetten bringen würde, hängt von der Entscheidung des Königs ab. Jedenfalls versuchen die Parteiführer jetzt schon, ihn für ein gemischtes Kabinetten zu gewinnen, in dem sogar die Venizelos-Partei — nach den Hoffnungen ihrer Leitung — vertreten sein soll, obwohl sie durch ihre Zusammenarbeit mit den Kommunisten eigentlich des letzten Aufstandes stark belastet ist. Schon ist gerade wegen der Fragen der Neuwahlen und der Umneuerung Venizelos' der erste Konflikt zwischen König und Regierung ausgebrochen.

gebrachten Leuchtkörpern, den schmucken Verkaufs- und Erfrischungsständen, dem eigenen Postamt, löst die erste Bewunderung aus.

Des Staunens aber ist kein Ende, als die Besucher den inneren Raum betreten. Blassig ohne Säulen bietet der 25 Meter hohe Raum von allen Plätzen eine hervorragende Sicht. Die Stirnfront mit dem Aufbau, der sich

über die ganze Breite der Halle

hinzieht, trägt auf schwarzem Tuch das silberne Hoheitszeichen, flankiert von den Freiheitsfahnen der Bewegung. Der Aufbau selbst ist mit frischem Grün und leuchtenden Thronantheemen abgedeckt.

Als die nach vielen Tausenden zählenden Besucher um 18 Uhr Einlaß erhalten, können sie dank der vortrefflichen Anordnung der Zugänge an ihre Plätze geleitet werden.

Kurz vor Beginn wird die ganze indirekte Beleuchtung eingeschaltet, die den bis auf den letzten Platz beleuchten Raum mit schönem und angenehmem Licht erfüllt. Das riesige Oval mit dem Kopf an Kopf besetzten Innenraum, mit den überfüllten hoch ansteigenden Rängen bietet ein noch nie gesehenes Bild.

Kurz nach 20 Uhr geht ein Raunen durch das Haus.
Alles erhebt sich von den Plätzen:

Der Führer kommt!

Geleitet von Gauleiter Dr. Goebbels, dem stellvertretenden Gauleiter Görziger, Staatskommissar Dr. Eippert und seiner ständigen Begleitung schreitet der Führer und Reichskanzler unter donnernden Heilrufen durch den Mittelgang zum Podium.

Dann ziehen die Standarten und Sturmfahnen des Gaues Groß-Berlin der NSDAP in die Halle und nehmen im Halbrund auf dem Podium Aufstellung.

Einberufung zu Militärübungen

Regelung für Reservisten, Ersatzreservisten und Landwehrmänner.

Durch gemeinsame Verordnung haben der Reichsinnen- und der Reichskriegsminister nunmehr auch in Durchführung des § 20 des Wehrgesetzes die Einberufung zu Übungen der Wehrmacht geregelt.

Danach werden Angehörige der Reserve, der Ersatzreserve, der Landwehr und in Ostpreußen auch des Landsturms in dem vom Reichskriegsminister jährlich bestimmten Umfang durch Einberufungsbefehl zu Übungen einberufen.

Die einberufenen oder die freiwilligen Teilnehmer an solchen Übungen erhalten während der Dauer der Übung von der Wehrmacht Unterkunft, Verpflegung, Bekleidung und Wohnung oder Übergangsgeld sowie im Falle der Erkrankung freie Heilfürsorge. Bei Schäden an der Gesundheit wird das Wehrmachtsversorgungsgesetz angewendet.

Jeder im Reichsgebiet beschäftigte deutsche männliche Angestellte oder Arbeiter, der hiernach einberufen ist, ist vom Unternehmer zur Ableistung der Wehrübung zu beurteilen. Er hat dem Unternehmer den Einberufungsbefehl vorzulegen. Die Beurteilung gibt dem Unternehmer nicht das Recht, das Arbeitsverhältnis zu kündigen.

Der Angestellte oder Arbeiter hat gegenüber dem Unternehmer während der Dauer dieses Urlaubs keinen Anspruch auf Zahlung von Arbeitsentgelt und sonstigen Bezügen. Der Urlaub ist außerhalb des bestimmungsgemäß sonst zustehenden Urlaubs zu gewähren. Der Unternehmer kann aber den Erholungsurlaub fügen, jedoch um nicht mehr als zehn Tage, wenn er während des Lehnungsurlaubs das Arbeitsentgelt weiter entrichtet.

Unterstützung der Angehörigen

Wer aufgrund der neuen Verordnung zu einer Uebung der Wehrmacht einberufen wird, erhält nach den Bestimmungen des Gesetzes über die Beurteilung für Zwecke der Leibeserziehung Unterstützung.

Das bedeutet, daß die Miete bis zu 200 RM monatlich erstattet wird, sobald der Einkerufene mit seiner Ehefrau oder anderen Unterhaltsberechtigten einen gemeinsamen Haushalt führt. Für die Ehefrau und für über 21 Jahre alte Unterhaltsberechtigte werden je Tag 1.50 RM, für unter 21 Jahre alte Berechtigte 0.50 RM Unterstützung bezahlt.

Auch hinsichtlich des Sozialversicherungsverhältnisses gelten die Bestimmungen des Gesetzes für Leibserziehung; d. h., daß zwar während der Uebung die Versicherungspflicht nicht berührt wird, daß jedoch die Beitragspflicht ruht.

Bei Beamten von Behörden und Dienststellen des Reiches, der Länder und Gemeinden, der Gemeindeverbände und sonstigen Körperschaften des öffentlichen Rechts und der öffentlichen Betriebe sind während des Urlaubs bis zu einer Dauer der Uebung von vier Monaten, bei der Luftwaffe von sechs Monaten, die Dienstbezüge fortzuzahlen. Diese Bestimmung findet auf Anwärter und

Arbeiter der öffentlichen Verwaltungen und Betriebe im Sinne des § 1 des Gesetzes zur Ordnung der Arbeit in öffentlichen Verwaltungen usw. sinngemäß Anwendung. Der Reichsinnenminister bestimmt im Einvernehmen mit dem Reichsfinanzminister, wie weit die durch Ableistung der Übungen in der Wehrmacht verbrachte Zeit auf die Ausbildungs- und Probezeit anzurechnen ist.

Gesetzliche Regelung zu erwarten

Die Bestimmungen über die Unterstützung, das Sozialversicherungswesen und die Beurteilung von Angehörigen der Behörden usw. treten mit der Verkündung einer abschließenden gesetzlichen Regelung spätestens mit Ablauf des 31. März 1934, außer Kraft.

Aus besonderen häuslichen, wirtschaftlichen oder beruflichen Gründen können, ähnlich wie nach den allgemeinen Musterbestimmungen, Zurückstellungen auch von Übungen erfolgen, die der Einberufene, seine Verwandten ersten Grades sowie seine Ehefrau und sein Unternehmender bis spätestens zwei Wochen nach Empfang des Einberufungsbefehls beantragen können.

Endlich das richtige Direktorium

Kein Eklatier darin.

Memel, 29. November.

Mit dem neuen Memeldirektorium ist ein Direktorium der Einheitsliste gebildet worden und endlich wieder eine dem Memelstatut entsprechende Landesregierung zustand gekommen. Unter den vier Männern des Direktoriums befindet sich kein Vertreter der litauischen Minderheit im Memelgebiet.

Der Gouverneur hat also das von ihm angestrebte Ziel, bei nur drei Direktoriumsmitgliedern einen aus dem Kreis der litauischen Minderheit zu wählen, nicht erreicht.

Warnung an Italien

Vor „unüberlegten Handlungen“ und „falschen Vorstellungen“ Mussolinis.

London, 29. November.

Der Pariser Vertreter des „Daily Telegraph“ berichtet, daß der Zweck des Besuchs, den der britische Botschafter Laval abstattete, nunmehr bekanntgeworden sei. Sir George Clerk habe Weisung gehabt, Laval zu ersuchen, Rom davon zu unterrichten, daß sich Italien im Falle eines Angriffes seiner Flotte oder Luftmacht auf britische Streitkräfte einem völlig einseitigen England und Frankreich gegenüber befinden und die ganze Welt gegen sich haben würde. In England glaube man, daß Mussolini in dieser Beziehung eine falsche Vorstellung habe und daß diese Tatsache eine Gefahr für den Frieden bedeuten könnte. Die Haltung Roms ergebe sich aus der seinen diplomatischen Vertretern im Ausland gegebenen Weisung, daß Italien eine Delsperre als feindselige Handlung betrachten würde.

Laval, schreibt „Echo de Paris“, habe dem britischen Botschafter das Versprechen, Mussolini vor unüberlegten Handlungen zu warnen, ohne weiteres gegeben und sich seiner Aufgabe gegenüber dem italienischen Botschafter entledigt. Die Krise sei damit auf dem Höhepunkt angelangt und

die Stunde freundschaftlicher Verhandlungen

zur friedlichen Beilegung des Streitfalles habe geschlagen. Auch die Außenministerin des „Deuore“ erklärt, es sei nunmehr damit zu rechnen, daß das Ende der italienisch-abyssinischen Feindseligkeiten in greifbarer Nähe rücke, trotz gewisser Andeutungen des Duce. Der britische Außenminister habe keinen Zweifel darüber gelassen,

daß durch die bisherige Haltung Frankreichs gegenüber Italien bei der italienischen Regierung gefährliche Illusionen aufkommen könnten.

und daß es endlich an der Zeit sei, den Duce von der absoluten Uebereinstimmung zwischen Paris und London in Kenntnis zu setzen. Der britische Botschafter habe mit anderen Worten wissen wollen, ob der Duce sich über die Folgen klar sei, die eine eventuelle Bombardierung englischer Kriegsschiffe im Mittelmeer nach sich ziehen würde.

Italiens Klerus als Vorbild

Kirchen und Klöster opfern ihre Goldschätze.

Rom, 29. November.

Nach Meldungen der italienischen Presse steht die Beteiligung der Bischöfe und des italienischen Klerus an der Sanctionsabwehr, besonders durch Ablieferung des Goldes, das sich im Besitz der Kirchen und Klöster befindet, an erster Stelle. Die Begeisterung der italienischen Kirchenväter für die nationalen Ziele des italienischen Volkes ist allgemein und hat durch einen Vorschlag des Erzbischofs von Monreale grundsätzliche Bedeutung erhalten. Die Anregung des Erzbischofs geht dahin, daß die Kirchen, Klöster und Wallfahrtsorte das Gold, das ihnen von den Gläubigen zum Geschenk gemacht wurde, dem Staat zur Verfügung stellen, wofür sie 5prozente Kreditsanleihe eintauschen würden. Der Klerus hat bereits durch zahlreiche freiwillige Spenden im Sinne dieses Vorschlages gehandelt.

Diese vorbildliche nationale Einstellung der katholischen Kirche Italiens zum Vaterlande hat in der Bevölkerung einen tiefen Eindruck hinterlassen. Sie wird dem italienischen Volke als Beispiel zur Nachahmung dienen. Es ist bekannt, daß die Goldschätze der Kirche in Italien ungeheuer groß sind, und man hat errechnet, daß, wenn diese Bestände dem Staat dienstbar gemacht würden und wenn jeder Italiener wenig mehr als 2 Gramm Gold abliefern würde, sich der Goldhort der italienischen Staatsbank um eine Milliarde vermehren müßte, was Italien in die Lage versetzen würde, seinen Widerstand gegen die Sanctionen um ein weiteres Jahr fortzusetzen.

Das Gefühl der Verbundenheit des Vatikans mit dem Schicksal des italienischen Staates ist heute, schon im Hinblick auf die bolschewistische Gefahr so stark, daß er gern materielle Verluste tragen wird, wenn Italien damit seine nationalen Ziele zum Siege führt.

Der Regus greift an

Abreise ins Große Hauptquartier.

Addis Abeba, 29. November.

Der Kaiser von Abyssinien ist nach dem Großen Hauptquartier in Dessie abgereist. In seiner Begleitung befinden sich zwölf Männer seiner engsten Umgebung, sein gesamtes Büro, eine Funkstation, ein Feldlazarett sowie ein Teil der Post- und Telegraphenverwaltung. Der Kronprinz, bei dem Kaiser ein Stück des Weges begleitete, übernimmt während der Abwesenheit seines Vaters in der Hauptstadt die Regierungsgeschäfte. Die gesamte Reisegesellschaft besteht aus 23 Kraftwagen und Lastwagen. In Dessie wird der Kaiser im Alten Schloß Wohnung nehmen. Die Stadt ist gegen Fliegerangriffe bestens gesichert. Neben zahlreichen bombensicheren Kellern ist eine Anzahl der neuesten 7,5 Zentimeter-Luftabwehrgeschütze vorhanden, die einen dichten Kranz um Dessie schließen.

Die Abreise des Kaisers in das Hauptquartier fand unter großer Anteilnahme der Gesamtbevölkerung statt. Auf dem Wege nach Dessie standen die Menschen kilometerweit Spalier und brachten dem Kaiser immer wieder begeisterte Huldigungen dar.

In politischen Kreisen nimmt man mit Sicherheit an, daß der Krieg auf abyssinischer Seite nach dem Eintreffen des Kaisers im Hauptquartier ein anderes Gesicht bekommen werde und daß die abyssinischen Truppen zu einem planmäßigen Gegenangriff übergehen werden. Der abyssinischen Heeresleitung sind, so wird versichert, die Schwächen der italienischen Stellung genau bekannt, so daß die abyssinischen Truppen trotz der Ueberlegenheit der italienischen Kriegsmittel bei größeren Angriffen nicht auf unvermutete Schwierigkeiten zu stoßen hoffen.

Ein neues deutsches Ozeanluftschiff

In den gleichen Ausmaßen wie sein Vorgänger.

Friedrichshafen, 30. November.

Die Pläne für ein neues deutsches Ozeanluftschiff sind fertiggestellt. Die Deutsche Zeppelin-Reederei hat daher den Bau des neuen Luftschiffes, das in der Reihe der bisher gebauten deutschen Luftschiffe die Nummer 130 trägt, in Auftrag gegeben. Das neue Ozeanluftschiff wird die gleichen Abmessungen wie sein Vorgänger aufweisen.

Achtung, Handwerker!

Anzeigenwerbung des Handwerks für Weihnachten.

Der Reichsstand des deutschen Handwerks teilt mit:

Einen wichtigen Teil der Weihnachtswerbung des deutschen Handwerks bilden die Anzeigen in Zeitungen. Auf Grund der Vereinbarungen, die zwischen dem Werbeausschuß der deutschen Wirtschaft, dem Reichsstand des deutschen Handwerks und den Reichsverbänden der Zeitungsverleger, der Werbefachleute und dem der Anzeigenmittler getroffen worden sind, soll zum ersten Mal am Sonntag, den 8., und am Sonntag, den 15. Dezember, eine großzügige und planmäßige Anzeigenwerbung des Handwerks durchgeführt werden.

Der Reichsstand des deutschen Handwerks hat seine Kreishandwerkerschaften angewiesen, zusammen mit den Zeitungsverlegern und den Vertretern der Werbefachleute und Anzeigenmittler die Aufstellung von Anzeigenleiten in allen deutschen Tageszeitungen vorzubereiten und die Handwerksmeister über die Bedeutung dieser Anzeigenwerbung aufzuklären. Es sind diesmal die Vorträge dafür getroffen, daß die Weihnachtsanzeigen der Anzeigen und der einzelnen Handwerker ihre Wirkung tun und den Lesern zeigen, was das Handwerk an fertigen Erzeugnissen und Leistungen als Weihnachtsgeschenke bieten kann und wie der Verbraucher den Weg zum Handwerker findet.

Der Reichsstand des deutschen Handwerks erwartet, daß alle Innungen und alle Handwerker, für die irgend eine Weihnachtsumsätze in Betracht kommen, sich kräftig an der Anzeigenwerbung beteiligen, damit das Vorhaben ein voller Erfolg für die Arbeitsbeschaffung wird und das Handwerk sich auch hier als neuzeitlicher Wirtschaftszweig bewährt.

Mehr als 40000 Mischehen

Ohne die „Getauften“, die Konfessionslosen und die Halbjuden.

Durch das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ sind Eheschließungen sowie der außereheliche Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutscher oder artverwandten Blutes verboten. Mit dieser rassenhygienischen Maßnahme ist dem weiteren Eindringen jüdischen Erbgesetzes in das deutsche Volk vorgebeugt worden. Die Bedeutung dieser Maßnahme läßt sich annähernd aus der Häufigkeit der jüdischen Mischehen schließen. Der Referent in der Abteilung für Erb- und Rassenpflege des Reichsgesundheitsamtes, Dr. H. Gollner, weist bei einer Untersuchung dieser Art darauf hin, daß es sich bei den jüdischen Unterlagenern leider nur um Nachweisungen nach lenmäßigen Unterlagen handelt, die rein statistisch, mangels statistischen Materials aus der Vergangenheit, die diejenigen Mischehen unberücksichtigt bleiben müßten, die von jüdischen getauften Juden geschlossen wurden, jenen diejenigen, die von konfessionslosen Juden eingegangen wurden und schließlich noch diejenigen Ehen mit rassistisch jüdischen Ehepartnern, deren Erfassung zurzeit ebenfalls nicht möglich sei. Hier liege eine der Aufgaben des Sittenarchivs und der erbhygienischen Bestandsaufnahme.

S. Wellisch habe in der „Zeitschrift für Rassenkunde“ für Deutschland zwei Millionen Menschen mit jüdischem Blutsanteil, das Bierfache der auf Grund der Religion erfassten Juden Deutschlands, errechnet. Bei Grundlegung dieser Zahl wäre mit 200—300 000 bestehenden Mischehen zu rechnen, bei denen ein Ehepartner irgendwelche jüdische Verimpfung ist. Die Zahl der im üblichen Sinne als Mischehen bezeichneten Ehen mit einem rassistisch jüdischen Ehepartner dürfte mit 100 000 anzunehmen sein. Die Betrachtung der durch die Religionsstatistik nachgewiesenen Ehen ergebe, daß im Reichsgebiet von 1901 bis 1933 insgesamt 42 452 Mischehen geschlossen wurden. Ihnen gegenüber ständen rund 118 000 rein jüdische Eheschließungen.

Der Anteil der Mischehen auf tausend der Gesamteheschließungen sei ständig angestiegen, auch in der Nachkriegszeit. Besonders hohe Zahlen ergäben sich in den Großstädten, wo die meisten Juden wohnten. Während im Reich auf 100 rein jüdische Ehen 1901 rund 17 Mischehen gekommen seien, seien es in Berlin im gleichen Jahre 35. Demgegenüber habe bisher die stetige Abnahme der rein jüdischen Ehen gestanden.

Der Jüngling im Feuerofen.

Roman von Heinz Egeuweit.

Copyright 1932 by Albert Langen, München.
Printed in Germany.

60. Fortsetzung

Fritz Willens stand mit geschwärmtem Gesicht vor mir und lächelte ein wenig, auf dessen blauer Klinge der Flammenschein blühte: „Du, Manes, ich kann dir sagen, wann ich den Friede, der das g'ton hat —!“

Die Wägen hörten die Drohung, stellten sich im Kreis um Fritz Willens und mich. Jeder wollte wissen, was das Feuer ein Raubstück sei. Andere flüsterten, sie hätten am Küllbach im Gestrüpp bei den drei Kreuzen drei ortsfremde Gefellen beobachtet. Und da die Freiwilligen, deren Messinghelme trocken, durch ihren Brandmeister verkündet ließen, daß sie jetzt mit dem Unheil alleine fertig würden, schleppten die Nachbarn ihre Möbel, Bilder und Geschirre wieder in die Häuser, während alle andern, die männlichen Geschlechts waren und die Häuser frei hatten, eine neue Alarmparole ausgaben: „Abmarsch zum Küllbach!“ Zwanzig über die Straße, breit durch den Weinberg, daß wir sie auch im Rücken sahen!

So zogen sie los, ich führte die Rote der Landstraße, Bolten die dreißig vom Weinberg. Jeder lief noch schnell in sein Haus, das nötige Gerät für die Abreise zu holen. Da schwang der Metzger sein Beil und der Schuster den Pfriem, da kam der Turnlehrer mit dem Bizeps und der Böttcher mit dem Hammer. Ich trug noch immer den Stöcher, der einen gründlichen Haken aus Eisen hatte.

Zur Linken brodelte das Hochwasser, die Posten auf dem Deich waren guter Laune und schworen, in zwei Tagen sei der Strom wieder zahn wie ein Rinnstein. Nur die Wächter, die flüchtiger standen, kamen uns schlotternd entgegen.

Die Männer fragten nicht lange, ob das Feuer erloschen sei, sie feuerten und wollten bestimmt wissen, die Sonderbündler händen mit einer Armee im Hinterhalt, sie wollten alle Hochwasserdämme sprengen, wären bewaffnet bis an die Zähne und hätten ihre Artillerie schon auf den Rücken in Stellung gebracht. Andere sagten, man habe in der Pfalz unter dem Schutz der Belakuna die Rheinische Republik ausgerufen!

Wir jubelten. Im Waldhang hallten Schüsse. Zwei, sechs, zehn. Es scholl wie Peitschenknall von Echo zu Echo. Und Fritz Willens Stimme schrie um Hilfe. Wozu waren wir Soldat gewesen? Weil wir den Frieden wollten. Also schwärmten wir aus, stürmten zu beiden Seiten des Küllbachs den Berg hinauf und konnten schon die ersten Flüchtlinge in Empfang nehmen. Willens drängte nach mit seiner Rote, doch schlossen wir von der Landstraße her keineswegs den Kessel dieser Jagd: Wir öffneten vielmehr den Kreis, die Schiere war aus, die Rote hatten keine Zeit mehr, die Kolben anzulegen oder gar den Damm zu sprengen, um ganz Mollheim dem Untergang preisgegeben. Hünke sprangen aus Todesangst freiwillig in den Rhein, zehn andere wurden dazu gezwungen, der Rest entwich. Nicht einer war unter ihnen, der mit Begeisterung seine Sache vertrat. Selbst zum Fluchen schienen sie zu nuchtern, als wir ihnen den Weg verstellten. Wir konnten uns nur rühmen, eine nächtliche Kauferei überstanden zu haben, die sich nicht einmal mit einem eifersüchtigen Riesenbündel vergleichen ließ, wenn es unter stämmigen Bauernbüscheln um die Gunst eines Unterrods ging.

Es tauchten zwei Gruppen Franzmänner im Gebüsch auf, die sich um die Bodenden bemühten. Gut Nacht! Das Geplänkel endete mit einer mageren Strede. Von Willens Beuten hatte einer einen Streichschuß am Arm, ein zweiter war in den Schenkel getroffen worden. Er konnte noch gehen, jagte grinsend, es sei nur eine Fleischwunde, brach dann ohnmächtig zusammen. Wir zählten, keiner fehlte. Nein, es war jemand hinzugekommen: Fritz Willens hatte einen Gefangenen gemacht! Dem stopften wir die Mähe ins Maul, schleppten ihn ins Gebüsch, nahmen ihm dreihundert Franken ab und durchwühlten seine Tasche. Beute: Eine französische Armeepistole, ein rheinfränkisches Goldbuch und . . . sieben Handgranaten. Wir leuchteten über die eisernen Eier: Arjenalstempel von Montpellier!

Der Metzger wollte dem Kerl einen Scheitel ziehen, doch schlug ich dem Wütenden das Beil aus der Pranke. Der Schuster hatte mit dem Pfriem schon zugestochen, auch das schien mir nicht wader. Aber der Rükmeister von Mollheim, der legte den Knaben auf den Bauch, knöpfte ihm die Hose ab, den Kopf, die Weste und die Schuhe. Dann peilten wir ihn aus dem Boden, zogen ihm das Hemd über den Kopf und trieben ihn, der jetzt barfuß war bis über die Ohren, so tief in den Wald, bis er es für gut hielt, den Stamm einer Buche zu erklettern. Krei Abrein!

Wir nahmen, als wir befriedigt nach Hause zogen. Corpus delicti immerhin einen Zettel mit, auf dem die Sprung des Hochwasserdamms aus strategischen Gründen drei Uhr nachts befohlen worden war! Und lassen dort stehen, daß der Brand im Hause Philipp Webers eine militärische Notwendigkeit sein sollte, um die wehrhafte Bevölkerung abzulenkten!

Im Dorf klopfen wir den Landarzt aus den Federn, der sich den Streichschuß und den abgehenden Schenkel unter der Verwundeten betrachtete. Der Doktor haßte und konnte nicht trösten, für diesmal sei der Späß noch glimpflich verlaufen. Doch sollten wir auf der Hut sein, es lämen schwere Todes- und Wunden, er stünde zur Verfügung und könne nur zur Verfügung rufen.

In den Quartieren der Franzosen war lärmender Betrieb. Als Philipp Webers Haus noch brannte, hatten die Soldaten wie die Murrentiere geschrien, jetzt bemühten sie sich, Schnäpzen und Frottiertüchern um jene Rheinfranken, deren Abenteuer im kalten Wasser geendet hatte. Daß man unter Roten unbehelligt ließ, war ein Wunder. Doch glaubten wir nicht an eine gütigere Sinneswandlung der Feinde, wußten vielmehr, daß ihnen nichts Feinlicheres hatte widerfahren können, als diese verfrähte Lüftung des Bissers.

Bedor wir uns trennten, gab's noch ein Händereichen, auch gelobten wir, unsere Rükmeister Kolonne nicht mit Schuß zu beladen. Sollte aber einer von uns fallen, dann . . .

Den Rest sprachen die Wägen.

Im Hause Philipp Webers rumorte die freiwillige Feuerwehr mit ihren Laternen. Da waren nur noch die Pflastermauern gesund geblieben, dennoch barg man einige Axtköpfe aus dem qualmenden und tropfenden Wirrwarr. Die einen trostlosen Schergeruch verströmte: Auf der Straße stand ein rostiger Kanonenofen, daneben eine Puppenwiege. Schlafzimmers des Weichenstellers war nur noch das Bett, offenbild heil geblieben, in der Küche nur noch die Topfwanne und ein Watschkeßel. Alles andere wurde auf den Schutthaufen geworfen. Kaffeelannen und zerbeulte Emailschüsseln, Ketten der Eisenbahneruniform, brödelnde Stiefel, Stuhlbeine, Lumpen, Zunder, Asche. Mit dieser Heimat war es vorbei.

Keiner sprach laut. Jeder mochte ein gleiches Schicksal abgeben. Die Prophezeiung des Arztes hatte uns grimmig gemacht, nicht hoffender oder zurechtwärtiger.

Fortsetzung folgt

b) Verkauftes Vieh.

Verkauftes Vieh, das am 3. Dez. 1935 noch beim der Eisenbahn beförderte Vieh ist auf dem Empfangsbahnhof zu zählen.

c) Vieh beim Schlächter (Fleischer, Metzger) und Händler.

Das am Zähltag bei den Schlächtern (Fleischern, Metzger) und Händlern stehende Vieh ist bei diesen zu zählen. Desgleichen ist hier das Vieh zu zählen, das in der Nacht vom 2. bis zum 3. Dez. 1935 zum Schlachten oder zum Verkauf eintrifft.

d) Vieh auf Eisenbahnen.

Das in der Nacht vom 2. zum 3. Dez. 1935 mit der Eisenbahn beförte Vieh ist auf dem Empfangsbahnhof zu zählen.

e) Militärpferde.

Militärpferde werden nicht mitgezählt. Dagegen sind die Pferde der Landjäger und der berittenen Polizei zu zählen.

D. Verhalten bei Seuchengefahr.

Besteht in einer Gemeinde eine Viehseuche, so ist im Interesse der Viehhaltung alles zu vermeiden, was zur Verbreitung beitragen kann. Die Ställe dürfen grundsätzlich nicht betreten werden; die Vornahme der Zählung hat nach den Angaben des Viehbesizers zu erfolgen. Wo keine Befragung zu keinem Ergebnis führt, hat der Zähler unter Mithilfe des Gemeindevorstehers zu versuchen, die für die Eintragungen notwendigen Angaben zu beschaffen.

Ist das nicht möglich, so sind die wahrscheinlichen Viehzahlen einzutragen. Hiervon und von der Weigerung des Viehbesizers ist der vorgelegten Behörde Mitteilung zu machen.

Hochheim am Main, den 27. November 1935.
Der Bürgermeister J. B. Hirschmann

Frankfurt a. M. Pferde - Märkte

am 3. Dezember 1935
7. Januar 1936, 4. Februar 1936, 3. März 1936
Durchschnittlicher Antrieb 400 Pferde aller Rassen auch Schlachtpferde; größte Auswahl und beste Gelegenheit für Kauf und Tausch. Ein Besuch dieser Märkte ist zu empfehlen. Befähigt u. Handel tags zuvor (Montags) verb.

Danksagung

Für die wohlthuende Teilnahme, sowie für die Kranz- und Blumenspenden bei dem Heimgange meiner lieben Frau, meiner guten, treusorgenden Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester, Schwägerin, Tante und Kusine, Frau

Margarete Riedel

geb. la-Motte, Hebamme

unseren herzlichsten Dank. Besonderen Dank der Hebammenfachschaft Main-Taunus, der N.S.-Frauensschaft und der Jahresklasse 1880 Hochheim. Die Verstorbene opferte in 33jähriger Tätigkeit, Leben und Gesundheit für den Nachwuchs der Stadt Hochheim und wurde ein Opfer der Arbeit.

Die trauernden Hinterbliebenen

Fritz Riedel

Familie Georg Boller u. Angehörige

Hochheim am Main, den 30. November 1935

Handwerker und Beamte im Dienste des Winterhilfswerks

Der Wille des Führers ist es, für die ewige Gemeinschaft, aus der sich immer wieder die Nation erneuert, einzutreten, indem das ganze deutsche Volk für sie sorgt.

Handwerker und Beamte!

Am 1. Dezember 1935 kämpft Ihr in gemeinsamer Einsatzbereitschaft für den Sozialismus der Tat. Ihr seid des Führers treue Gefolgsleute, wenn Ihr im Feldzug gegen Hunger und Kälte mit der Sammelbüchse in der Hand in vorderster Front steht. Dem Gedanken der Volksgemeinschaft verleiht Ihr lebendigen Ausdruck, wenn Ihr mit helfst, den letzten deutschen Volksgenossen zu erobern.

Wenn die Handwerker und Beamten sich am 1. Dezember 1935 stolz als Helfer in den Dienst des Winterhilfswerks stellen, so wirft Du, deutscher Volksgenosse, des' sind wir gewiß, gern und freudig für Deine in Not befindlichen Volksgenossen opfern.

Zeige durch die Tat Deine Verbundenheit mit dem Führer, seiner Bewegung und der Gemeinschaft. Sei eingedenk des deutschen Spruchs der Novemberplakette des Winterhilfswerks:

„Der kostbarste Edelstein — das opferbereite deutsche Herz“.

Handle danach und opfere!

Heil Hitler!

Der Leiter des Hauptamts für Beamte der Reichsleitung der NSDAP und Reichswalter des Reichsbundes der Deutschen Beamten:

Joachim Meißner

Der Reichshandwerksmeister:

W. Schmidt

Schöne, frischgehauene, dunkle

Christbäume

empfehlen ab heute

Peter Köppler

Dellenheimerstraße 5

Habe neue, gebrauchte und umgearbeitete

Fleisch-Bütten

stets vorrätig. Verleihe dieselben auch gegen entsprechende Gebühr.

H. Koll, Küfermeister
Hochheim, Weiherstraße 1
N. B. Kaufe laufend Wein- und Sektflaschen.

Natur-Wein

3/4 Ltr. v. 65 an, 1 Ltr. v. 80 an
Noll, Hochheim, Weiherstraße 1

Ab Montag frisch gehauene

Christbäume

Friedrich Schmitt

Bilfildisstraße 8

Schöne, frischgehauene, dunkle

Christbäume

empfehlen ab heute

Anton Rinz

Margarethenstraße 13

Rüssel Bohnerwachs

Lehnertmühle

Ineinschlagigen Geschäften zu haben

Werbe

Mitglied der N. S. B.



In 4 Wochen: Weihnachten

Auch Sie wollen wieder ein Menschenkind beglücken und zwar mit schönen Dingen, die an ihren Geber oft jahrzehntelang erinnern. Solch überall geschätzte Geschenke finden Sie in reicher Fülle in meinen Ausstellungsräumen. Aber warten Sie nicht mehr lange! Jetzt besitze ich noch die schönsten Schätze besonders preiswerter Weihnachts-Geschenke. Ich stelle Ihnen das Gewünschte gerne zurück. Sehen Sie sich einmal meine Schaufenster an.

Ewald Frey

Mainz
Schillerstraße 13
nahe Münsterplatz
5 Min. v. Hauptbhf.

Nahezu 100 Jahre: Grosser Weihnachts-Verkauf!

Damen-Rad

17.- und

2 Kanarien-Sänger

4 und 5.- zu verkaufen
Näheres in der Geschäftsstelle
Maffenheimerstraße 25

Eine

Milch-Ziege

zu verkaufen.

Näheres in der Geschäftsstelle
Maffenheimerstraße 25

pelzwaren von

PELZ-MÜLLER

Quintinsstraße 22
Fernsprecher 42460.
Neuanfertigung
u. Umarbeitungen

Miele

Motor-Fahrrad
mit vereinfachten und verstärkten Sachs-Motor
Modell 1935
98 ccm

Das ideale Verkehrsmittel für alle Berufe in Stadt und Land.

Zu haben in den
Fahrradhandlungen

Statt Karten!

Für die uns anlässlich unserer Vermählung erwiesenen Aufmerksamkeiten, Gratulationen u. Geschenke sagen wir allen herzlichsten Dank!

Karl Holzinger und Frau

Josefa geb. Maier

Hochheim a. M., im November 1935

Nähmaschine 123.- RM.

versk., a. Holzgest. Weltmarke, fabrikneu, a. l. Monatsrat v. 6. m. entspr. Aufschl. od. wöch. 1.50.-, 1. Rate Jan. 36. Lieferg. freim. Havs oh. Anzahlg. Ehestandsd. Kinderreichenhilfe u. alte M. schinen in Zahlg. Verl. Sie kostenl. unverbindl. Besuch. Chr. O. Schuch, Nähmasch.-V., Frankfurt (M), Gutleutstr. 1. Postk. genügt

Kirchliche Nachrichten

Katholischer Gottesdienst

1. Adventssonntag, den 1. Dezember 1935
Eingang der hl. Messe: Zu dir erhebe ich meine Seele, mein Gott ich vertraue auf dich, laß mich nicht schamrot werden und laß nicht zu, daß meine Feinde mich verspotten.
Evangelium: Die Zeichen des Weltunterganges.
7 Uhr Frühmesse und Adventscommunion der Jungfrauen des eucharistischen Apostolates und der Rosplingsfamilie. 8.30 Uhr Kindergottesdienst. 10 Uhr Sochamt. 2 Uhr Adventsandacht.
Werktags: 6.30 Uhr erste hl. Messe. — 7 Uhr Schulmesse. (Korate-Kemter).
Beichtgelegenheit: Donnerstag 5—7 und nach 8 Uhr für Frauen und Jungfrauen, Samstag 4—7 und nach 8 Uhr für die Jünglinge. — Donnerstag abend 9—10 heilige Stunde.

Evangelischer Gottesdienst

Sonntag, den 1. Dezember 1935. (1. Advent)
vorm. 10 Uhr Hauptgottesdienst.
vormittags 11 Uhr Kindergottesdienst.
Montag abend 8 Uhr Übungsstunde des Kirchenchores
Freitag abend 8 Uhr Jungmädchenabend im Gemeindehause.

Hauptverantw. u. verantwortlich für Politik u. Lokales: Heinrich Drehsbach
verantwortlich für den Anzeigenteil: Heinrich Drehsbach sen. Druck und Verlag:
Heinrich Drehsbach, städt. in Flörsheim a. M. D.-A. X. 35. 683 Z.Z. Preisliste 12



(Copyright 1934 by Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.)

(1. Fortsetzung.)

Im vorhergehenden Kapitel wurde erzählt:

Offi von Grimme war Waise geworden. Gerade als der Vater gestorben ist, begann der Bankrott des Jahres 1931. Offi wollte von der Bank Geld abheben, fand aber die Tore geschlossen. Als sie dem Bewußt vor der Bank zu entkommen versuchte, zog ein Herr vor ihr den Hut. Schmitthener stellte er sich vor, früher bei der Reichswehr. Fräulein von Grimme ließ den Fremden stehen und bestieg eilig eine Straßenbahn. Schmitthener sprang auf den Anhängewagen. Auf dem Elisabethplatz verließ Offi von Grimme den Wagen und Schmitthener folgt ihr in Abstand bis vor das Haus.

Natürlich mit allem Komfort. Aber warum wollte das kleine Fräulein von Grimme die väterliche Wohnung samt allem Komfort hergeben? Hatte sie Sorgen? Konnte sie die Monatsmiete nicht mehr aufbringen? Und was nun, wenn auch noch ihre Bank ihre Schalter geschlossen hielt?

Aber schließlich, was hatte ausgerechnet er mit diesen Schwierigkeiten einer unbekannten jungen Dame zu schaffen? Er war jener Leutnant Schmitthener, der in den Allgäuer Alpen das Unglück mit der Lawine gehabt hatte. Fünf von seinen Mannschaften waren dabei umgekommen. Er selber war verkrüppelt gewesen. Nach seiner Wiederherstellung hatte er sich Urlaub geben lassen. Und wenn der Urlaub zu Ende war, gedachte er, um seinen Abschied einzukommen. Er hauste auf seinem Gürtel in der Ramsau bei Berchtesgaden. Das Gürtel war gerade groß genug, um ihn vor dem Verhungern zu bewahren, aber es war zu klein, um darauf ein Bauerntier zu führen. Er stieg in den Bergen herum, und währenddessen hörte er Vorlesungen im geographischen Seminar der Universität. Und jetzt war er in München, um herauszufinden, ob von irgendeiner Stelle Geld herauszubekommen war für eine Expedition in den Pamir. Pamir: Duniya: Das der Welt. Das war eine Sache, wert, sich als Mann dahinterzusetzen.

Ede Tengel-Elisabethstraße? Bäckerei! Ade, kleines Fräulein. Hättest du mich nicht wenigstens ansehen können? Offi, sogar als ich im Allgäu in der Lawine gelegen bin, habe ich an deinen lohgelben Schopf gedacht!

Schluß damit und Punkt dahinter.

III.

Das strenge Mädchen Agathe wirtschaftete schattenhaft im Wohnungslur. Neben der Tür stand ein gepolsterter Stuhl und hielt, visiert geschlossen, die Eisenkäufe über einen Zweihänder.

Schon ein Menschenalter stand er so. Und dort, wo der Gang einen Knick machte und wo es um die Ecke herum in der Gegend der Küche heller wurde, dort hatte Herr Nikolaus sein Lager. Herr Nikolaus war ein Stütz-Terrier, schwarz bis auf das wenige Weiß um seine Augen. Er stand längs bereit, sein Fräulein in Empfang zu nehmen. Er verschmätzte nach einem zärtlichen Wort. Den ganzen Morgen hatte er da gelegen und lehnig gewartet. Aber er war ein Hund von ausgewählter Rasse. Er mußte erst angeredet werden, ehe er seine Empfindungen zeigen mochte.

Das Fräulein legte die Kappe weg und die Handtasche und klemmte die Handtasche unter den Arm.

„Nikolaus, mein guter Hund, habe ich dich lange warten lassen?“

Nikolaus rollte sich begeistert um die Füße seines Fräuleins. Erstaunlicherweise gelang es ihm, aus sich selber fast einen Kreis zu machen. Sein Schwanzstummel klopfte begeistert den Boden.

„Ist niemand dagewesen?“ fragte das Fräulein.

„Nein, niemand“, antwortete Agathe.

„Auch wegen der Wohnung nicht?“

„Nein, auch wegen der Wohnung nicht!“

„Ob wir noch einmal eine Anzeige einrücken lassen?“

„Offi, Kind, muß es denn sein? Ich brauche doch nichts. Und du? Du lieber Gott!“

Das Kind Offi schluckte. „Es muß sein. Ich habe kein Geld bekommen können, Agathe. Die Bank hat nicht aufgemacht. Die Straßen sind voll von Leuten, die alle Geld haben möchten und nichts bekommen können. Etwas muß nicht in Ordnung sein. Und Vaters Goldmünzen werden wir jetzt wohl verkaufen müssen. Ich habe noch vierzehn Mark achtzehn. Das ist alles. Und du?“

„Ich lange noch für diesen Monat“, erklärte Agathe. „Die Münzen vom Herrn Oberst verkaufen? Sein Heiligtum? Niemals! Lieber gehe ich betteln.“

Das Fräulein ging schweigend, von Nikolaus gefolgt, in das Esszimmer, dorthin, wo der Herr Oberst gewohnt hatte. Von den Fenstern aus war die ganze Straße klar zu überblicken. Eilige Fußgänger. Drei tollende Hunde. Aber nirgends ein Mann namens Schmitthener. Wahrscheinlich hatte sie sich doch getäuscht, als sie zu bemerken glaubte, daß ihr dieser Frechling bis vor das Haus nachgegangen sei.

Sie setzte sich an den spiegelblanken Mahagoni-Schreibtisch des Vaters, nahm ein Blatt Papier und begann zu rechnen. Wenn sich auch niemand für die Wohnung meldete, wenn sie aber so und so viel für Vaters Münzen bekam und sich noch mehr einsparte, mußte sie doch mindestens noch ein Jahr durchhalten können, ohne die kostspieligen Stunden bei Professor Wiedenburger aufgeben zu müssen. Und nach einem Jahr mußte sie doch endlich so weit sein, öffentlich Konzerte zu geben. Für sie kam nur Bach in Frage.

Die kleine Offi, in Rechnungen und Lieberlegungen vertieft, überließ sich Agathe durch einen Türspalt ins Zimmer geschoben hatte. Sie mußte sich räuspert, um bemerkt zu werden.

„Ja, Agathe?“

„Da ist jemand draußen wegen der Wohnung.“

Das Fräulein fuhr in die Höhe. „Um Himmels willen! Hat er Schmitthener gesagt?“

„Schmitthener?“ Agathe wußte augenscheinlich mit dem Namen nichts anzufangen. „Es ist doch eine Dame! Eine ausländische sogar. Hier gehen sie so noch nicht herum. Und diese Karte hat sie mir gegeben.“

Sie legte eine parfümierte Karte aus Japanbütten mit gestochener Schrift auf den äußersten Schreibtischrand und wuschte sich hernach die Hände an der Schürze ab.

„Madame la Baronne de Beer, Paris, Rue Cassini.“

„De Beer, ist das nicht holländisch?“ fragte das Fräulein.

Agathe blieb verstört stumm. Sie stand da als flammender Protest gegen jede Nation, die solche Vertreterinnen über die Grenzen ließ.

„Ich lasse bitten!“ sagte das Fräulein.

Nikolaus stand bereits mit gestäubtem Rücken an der Türe. Er war fremde Besuche nicht mehr gewöhnt. Es war klar, daß der Weg zum Fräulein nur über seine Leiche gehen konnte.

Madame la Baronne dachte aber zunächst gar nicht daran, einzutreten. Sie blieb begeistert vor der Schwelle stehen.

„Ach, was für ein entzückender Hund! Um Vergebung, aber Hunde sind meine ganze Leidenschaft. Darf ich seinen Namen wissen?“

Madame la Baronne konnte höchstens fünfundzwanzig Jahre alt sein. Ihr Gesicht war wie Porzellan mit einem blutroten Mund als Stempel. Ebenso blutrot waren ihre Fingernägel lackiert. Aber erstaunlicherweise trug sie Dirndlkleid, schwarz mit weißen Ärmeln. Auf Strümpfe hatte sie verzichtet. Ihre Füße stakten in Spannen. Hinterm linken Ohr trug sie eine frühe Fuchsfie.

„Er heißt Nikolaus“, sagte Offi zurückhaltend.

Madame la Baronne klatschte in die Hände. „Nikolaus! Entzückend! Sie sehen mich begeistert, Fräulein von Grimme. Ich möchte ihm für mein Leben gern übers Fell fahren, aber ich sehe, daß er es nicht dulden würde. Er ist bedingungslos treu. Es ist ihm anzusehen. Den Namen aber finde ich einfach wundervoll.“

„Sie kommen, Baronin, die ausgeschriebene Wohnung zu sehen?“ erinnerte das Fräulein.

„Ja natürlich, entschuldigen Sie. Und haben Sie auch Nachsicht mit meinem Anzug. Eddie wartet unten mit dem



Zeichnung: Goeres — W

Wagen. Ich bin auf dem Wege nach Garmisch-Partenkirchen. Ich wohne augenblicklich im Hotel. Ich finde München und seine Umgebung entzückend. Ich habe deshalb beschlossen, mir eine Jahreswohnung zu nehmen. Ein Wohnungsagent hat mir Ihre Adresse gegeben. Aber ich bin überrascht. Das ist doch Schwabing? Ich hatte mir Schwabing ganz anders vorgestellt. Nicht so unbedingt bürgerlich.“

„Es ist eine Sechszimmerwohnung mit reichlichen Nebenräumen“, bemerkte das Fräulein lachend. „Ich bin allein. Für mich ist die Wohnung viel zu groß. Ich möchte mir nur ein Zimmer vorbehalten. Sie können auch das Mädchen mitübernehmen. Sie heißt Agathe. Sie ist auf den Haushalt eingekehrt. Auf Agathe ist unbedingt Verlaß. Ich selber würde mir dieses Zimmer vorbehalten. Es ist Vaters Zimmer. Außerdem steht hier der Flügel, und ich muß viel üben. Ich würde meine Übungen auf Stunden beschränken, die Ihnen genehm sind.“

Madame la Baronne beschaute lebhaften Blicks das Zimmer und dann nicht weniger aufmerksam das Fräulein. „Dies Zimmer möchten Sie sich vorbehalten? Ganz ausgeschlossen! Mit seinen vielen Büchern und alten Kanonen ist es wie geschaffen für den Empfang leiblicher Freunde. Ich selber bin gar nicht leidi, aber ich habe leidiere Freunde.“

„Es gibt noch mehr schöne Zimmer“, sagte das Fräulein eingeschüchtert zu bemerken. „Ich will Sie gern überall in der Wohnung herumführen. Überzeugen Sie sich selbst.“

„Es wird mir ein Vergnügen sein“, versicherte Madame la Baronne.

Am Schluß der Besichtigung kam die Verhandlung auf den Ausgangspunkt zurück. Die Baronin legte Gewicht darauf, uneingeschränkt über die ganze Wohnung zu verfügen. In allen anderen Punkten war sie bereit zu Zugeständnissen. Sie war bereit zu einem langfristigen Vertrag. Den Mietpreis fand sie angemessen, und auch die Bitte Agathe wollte sie übernehmen. Nur wollte sie sich nicht sofort entscheiden. Sie hatte Zeit. Zunächst gedachte sie schöne Tage in Garmisch-Partenkirchen zu verbringen.

„Unter der Voraussetzung, daß ich die ganze Wohnung bekommen kann, erkläre ich mich ernstlich interessiert“, meinte

sie zum Schluß. „Ich werde von mir hören lassen. Bald. Noch aus Garmisch. Jetzt aber muß ich gehen. Eddie unten wird längst ungeduldig geworden sein. Vielleicht aber hat er auch inzwischen am Volant eines seiner entzückenden Gedichte gemacht. Wir werden sehen. Au revoir!“

Der Wagen, von dem die Rede gewesen war, war ein wundervolles Kabriolett, langgestreckt wie ein Windhund, lackglänzend in Schwarz und Grün. Es war nur noch der Platz frei neben dem Führer. Der ganze geräumige Fond war vollgepfropft mit Gepäcksstücken.

„Hat es lange gedauert, Eddie?“ fragte sie lachend.

„Ziemlich lange“, antwortete Eddie leidend.

„Die Wohnung ist geräumig, gepflegt und geschmackvoll“, bemerkte Madame la Baronne. „Aber ich habe doch nicht gemietet. Ich muß mich erst besinnen. Es ist eine Besitzerin da. Sie hat einen aufreizenden Haarschopf. Naturblond. Du würdest dich sicher in sie verlieben. Und dann müßte ich ihr die Augen austragen. Es sind unschuldige Augen, Eddie. Sie haben von den Gastern dieser Welt noch nicht viel gesehen!“

„Immer dasselbe“, begnügte sich Eddie zu bemerken. Er gab Gas.

„Hast du Inspiration gehabt, Eddie?“ fragte sie.

„Nein, ich habe Zigaretten geraucht“, antwortete er. „Jetzt kein Aufenthalt mehr, wie?“

„Nein, geradewegs nach Garmisch-Partenkirchen.“

IV.

In jenem ereignisreichen Sommer schlossen auch noch andere Banken ihre Schalter. Die Geschäfte storkten, die Preise zogen an, und das Geld wurde knapp. Die Kurve der Arbeitslosigkeit ging steil in die Höhe. Millionen fräutiger Arme mußten gezwungen feiern. Die Fabriken stoppten den Betrieb. Der Handel blieb ohne Absatz. Die Not bettelte und hauferte an allen Türen. Schwarze Schatten breiteten sich aus über Stadt und Land. Sommer und Herbst vergingen. Der Winter zog ein und trieb die Krise auf ihren Höhepunkt.

Leutnant Schmitthener hatte endgültig seinen Abschied genommen. Aber er war nicht müßig gewesen. Er hatte Monate harter Arbeit hinter sich. Keine Rede zwar, daß er das Geld für sein Pamirprojekt zusammengebracht hätte, aber er war jetzt Fachmann geworden, erstens für alle Wissensgebiete, die mit dem Pamir zu tun hatten, und zweitens für alle Schwierigkeiten der Geldbeschaffung in Krisenzeiten. Er war in der Lage, unwiderleglich nachzuweisen, daß aus dem Pamir Gold in gleicher Menge zu holen war wie aus Alaska, und er fand auch Leute genug, die keine Beweise zur Kenntnis nahmen, aber kein Mensch hatte Geld für Erstbefragungen und wissenschaftliche Schürfungen. Es war zum Verzweifeln.

Gab es keine Bioniere mehr? Wo waren die großen Kapitäne der Wissenschaft und Industrie? Ruhten immer die andern den Vorsprung haben, der nie mehr einzuholen ist? Zuletzt entschloß sich Leutnant Schmitthener, bei den Leuten von der Presse kein Glück zu versuchen.

In der vergangenen Zeit hatte er bereits ein wenig Luchsführung mit der Presse genommen. Er hatte Abhandlungen über den Pamir geschrieben und eingereicht und einige von diesen Abhandlungen waren gedruckt worden.

Der Mann, bei dem sich der beurlaubte Leutnant Schmitthener melden ließ, hieß von Weechow, war im Kriege Hauptmann gewesen und war Schmitthener flüchtig bekannt. Er war Mitglied im leitenden Redaktionsstab, aber er war ohne entscheidende Stimme. Schmitthener wurde sofort empfangen.

„Hallo! In Jüli heute? Haben wir beim letzten Regimentsabend nicht wie die Rohripagen zusammen über Gott und die Welt geschimpft?“

„Ich glaube mehr auf die Autobahnkosten“, meinte Schmitthener. „Sie wollten sich damals einen Wagen anschaffen und rechneten vor.“

„Ach nee! Das wissen Sie noch?“ von Weechow nahm die Karte auf und betrachtete sie noch einmal. „Ich habe mir natürlich keinen Wagen gekauft. Viele Zeiten. Schmitthener? Den Namen habe ich doch auch sonstwo schon gehört. Sind Sie nicht der Schmitthener, der im Allgäu...?“

„Ja, der bin ich.“

„Einer Ihrer Leute hat ein Schneebrett losgetreten. War es nicht so?“

„Vielleicht erinnern Sie sich auch an meine Aufsätze über den Pamir?“

„Pamir? Richtig. Sie haben auf der Anmeldung etwas vom Pamir geschrieben. Was ist mit dem Pamir? Wie kommen Sie auf den Pamir?“

Schmitthener zog ein Bündel Papiere aus der Brusttasche und breitete sie vor sich aus.

„Wenn ich kurz resümieren darf! Der Pamir ist Grenzgebiet zwischen Sowjet-Rußland, China, Indien und Afghanistan. Er hat die größten Gletschergebiete der Welt. Das Gebiet ist so gut wie unerforscht. Während des Krieges haben die Russen auf primitive Weise etwas Bergbau getrieben. Ich habe hier die Berichte der Ingenieure. Der Pamir hat mit die reichsten Vorkommen der Welt an Platin, Gold, Kohle, Erz und Kupfer.“

„Bisshen weit ab“, meinte von Weechow. „Schade, daß wir den Pamir nicht in der Gegend von Magdeburg haben. Meinen Sie nicht?“

„Wer zuerst kommt, mahlt zuerst“, entgegnete Schmitthener. „Ich bin durch Zufall an diese Berichte geraten. Es sind Originalberichte. Irgendwie sind sie 1919 in das Staatsarchiv geraten. Augenblicklich kümmert sich kein Mensch um den Pamir. Die Sache ist eine Nachprüfung wert. Man müßte eine unauffällige kleine Expedition hingehen lassen.“

„Kostet eine Masse Geld, Schmitthener. Und wer hat heutzutage Geld? Eine Zigarette gefällig?“

„Ich rauche nur Weisse“, sagte Schmitthener. „So groß sind übrigens die Kosten gar nicht. Ich habe hier eine genaue Aufstellung aller Posten. Sie Sache ist gründlich und verlässlich mit dreißigtausend zu machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Sechs Schicksalsmächten
die das Leben dichtet

Die Liebe sprach das letzte Wort

Der Wirklichkeit nacherzählt von HANS HELBIG

(5. Fortsetzung und Schluß.)

Pierre ist auch diesmal der Lage gewachsen. Nachend geht er heran an den Mann und bietet ihm lachend die Tochter auf den Armen dar. Aber mit weißem Bächeln winkt er ab.

„Dir kann scheinbar nichts widerstehen. Also behalt deine Beute. Ich weiß ja nun, es gibt sicher keinen wahr-

hafteren Mann als dich, mein Junge, für mein Mädel — und für mein Werk!“

Das ist die Karriere des Monteurs Pierre B. gewesen, der vor knapp zwei Jahren Schwiegerohn und Nachfolger des Generaldirektors C. von den französischen C.-Flugzeugwerken wurde. Sicher eines der packendsten „Märchen“, die das Leben unserer Zeit gedichtet hat.

vom Blumenstrauß begleiteten Bitte entsprach, und sich am Abend mit dem Manne traf. Und sich an manchem weiteren Abend traf, während sich die Ereignisse in wirbelnder Schnelle entwickelten. Es geschah, daß bald darauf Herthas Brotgeberin sich ihr „Mädchen“ vornahm, so aufgeregt, daß sie kaum sprechen konnte:

„Mädel, Kind, ein Wunder, ein Märchen, es hat sich einer nach Ihnen erkundigt; ich hab' die Wahrheit gesagt... „Ein ganz hervorragender Mensch!“ hab' ich sagen müssen, weil es doch stimmt! „Ein Zümel, goldbehrlich und fleißig, und immer froh und willig!“ Und: ich hab's gewußt, hat er gesagt, und ich weiß, was ich will! Und zum Schluß: Nun werden Sie sich bald von ihr trennen müssen! — Und so froh hat er gelacht, der Herzog, und ist dann gegangen.“

Guten Morgen, Frau Herzogin!

Kennen wir sie Hertha B., wir wollen aus begreiflichen Gründen besonders ihren Namen und den ihres jetzigen Batten im Dunkeln halten, obgleich sicher alsbald vielen offenbar werden wird, um wen es sich handelt, denn diese Heirat hat vor einigen Jahren beträchtliches Aufsehen erregt.

Jedenfalls, Hertha B. ist die Tochter eines Rigaer Professors, nicht etwa eines Hochschullehrers, sondern eines einfachen Gymnasiallehrers. In Riga ist sie auch geboren worden, aus baltischem, also echt deutschem Blut. Die erste Kindheit verging still und friedlich. Dann kam der Weltkrieg; er schuf die ersten Wirrnisse. Dann kam die große russische Revolution, die Arbeiter, Soldaten und Bauern standen auf gegen die Herren — muß man erinnern an die unagbaren Greuel, die damals geschahen? Das Chaos brach auch über Riga herein; hier stießen die ureingewohnten Balten, die Letten, die Sowjets mit ihren roten Horden, englische Truppen, deutsche Freischaren aufeinander; den Deutschen glückte es, in wildem Eifer für kurze Zeit Riga vom roten Schrecken zu befreien, aber inzwischen waren bereits Tausende von Bürgern, die zumeist deutschen Blutes waren, brutal abgeschlachtet worden. Hertha B. verlor hier durch Mord und Marter nicht nur den vermittelnden Vater, sondern auch die beiden Brüder. Mit Hilfe barmherziger Freunde glückte ihr als der einzigen und letzten aus der Familie die rettende Flucht nach Deutschland.

Es hat drei Tage gedauert. Dann ist Herthas Tanzpartner in das Friseurgeschäft gekommen; er hatte Glück, denn Hertha weilt gerade in den Geschäftsräumen. Sie wurde ein wenig rot; gewann aber schnell die Fassung wieder.

„Grüß Gott, Durchlaucht; was steht zu Diensten? Darf ich vielleicht Maniküre —“

Der Mann sah sie lange an. Er schüttelte den Kopf. Er sagte halblaut:

„Ich wollte nur wissen... ich wollte Sie wiedersehen; und ich habe Sie wiedergefunden, und werde Sie weiter sehen.“

Hatte ihre Hand ergriffen; ließ sie fallen, grüßte ehrerbietig und ging.

Seltene Gedanken gingen an diesem Tage durch den Blondkopf der Hertha B. Am nächsten Tage kam die Sensation im Friseurladen, ein Diener mit einem Blumenstrauß und einer Karte mit Krone und Herzogsnamen.

„Für Fräulein Hertha B.“

Hatte der Mann denn wirklich die Wahrheit gesagt? War er wirklich und wahrhaftig —?

Eingeständenes Gefallen an dem stillen Mann, der ihr einen langen Faschingsabend Kamerad gewesen, mischte sich mit Reugierde; es ist also begreiflich, daß Hertha B. der

„Der — der Herzog?“

„Aber Kind, nun tu nicht so! Ich weiß doch Bescheid, deinen Herzog von B. mein ich!“

„Meinen — meinen Herzog von B?“

„So was! Warum spielst du Verstecken?“

Und ging fast empört aus dem Zimmer, Herthas Chef.

Ihr müßt es mir glauben, ihr, die ihr euch nicht mehr an diese große Sensation vor einigen Jahren erinnert, es ist alles gekommen wie im Märchen — ist ja selbst ein richtiges Märchen geworden, vom Leben unserer Zeit gedichtet.

Der Herzog von B. hat Hertha B. seiner Familie zugeführt. Hier regte sich erbitterter Widerstand, Hertha B. hat es nicht leicht gehabt. Aber der Herzog war der Chef des Hauses und erzwang sich sein Recht zu lieben, wen er wollte, die Kameradin für sein ganzes Leben dort zu suchen, wo er sie fand. An einem sonnigen Augusttag hat er die „Dienstmagd“ Hertha B. zur Herzogin gemacht und auf sein Schloss in Südbayern heimgeführt. Ganz München ist auf den Beinen gewesen, als das Paar getraut wurde, und ganz München hatte nur eine Stimme über die Braut:

„Herrgott, wie schön... wie süß... dieser herzogliche Glückspilz...!“

(Schluß.)

Das Schicksal verichlug sie nach München. Das Schicksal meinte es sogar gut mit ihr: Trotz des unaufhaltenden deutschen Niedergangs, der in die Wirrnisse der Inflation einmündete, trotz ständig wachsender Arbeitslosigkeit fand sie eine Stellung, die ihr wenigstens das Dach über dem blonden Kopf und den nackten Lebensunterhalt garantierte. Schnell und ohne den leisesten Seufzer fand sich die Rigaer Professorentochter, die es schon von Haus aus bescheiden gewohnt war, darein, fortan Dienstmagd zu sein. Dienstmagd in einem Friseurgeschäft, wo sie des öfteren auch zum Kundendienst herangezogen wurde.



Schweres lag hinter ihr. Aber ihre Jugend war stark genug, dies Schwere zu überwinden. Sie trug die Erinnerung an Blut und Greuel, ohne daran die natürliche Heiterkeit einer gesunden Jugend verliessen zu lassen. Nach einigen Jahren war es so weit, daß Hertha B. den Drang zu ungebundener Fröhlichkeit so mächtig erwachen spürte, daß sie sich — es war Februar — entschloß, sich wenigstens für einen Abend in die Wogen des nie sterbenden, ausgelassenen Münchener Faschings zu stürzen. Sie befuhr in becheidenem Kostüm einen der großen Bälle — und hier entschied es sich.

Der Mann sah sie lange an. „Ich wollte Sie wiedersehen; ich habe Sie wiedergefunden, und ich werde Sie weiter sehen.“ Er hatte ihre Hand ergriffen.

Wie soll man es sagen: Das fröhliche Mädel mit dem blonden Schopf und dem klingenden Lachen fand für diesen Abend einen Tanzpartner, der sich auf kameradschaftliche Art ihrer annahm, der nicht von ihrer Seite ging, der schnell von ihr das Lachen und den schönen Uebermut lernte, obgleich er, was noch die Maske verbarg, bereits ein einigermaßen geleiteter Herr sein mußte. Der Abend verglitt in maskenfroher Nacht; und dann kam die Stunde der Demaskierung. Der Mann sah zum ersten Male das feine, leuchtende Gesicht des Mädchens; das Mädchen sah zum ersten Male die leicht müden, aber überraschend vornehmen und aristokratischen Züge des Mannes. Man blieb noch beisammen; aber einmal mußte schon ein Ende sein froher Faschingslust, man reichte sich die Hände. Der Mann, nicht drängend, sondern mit dem Glockenton echter Herzlichkeit, fragte:

„Darf ich Sie wiedersehen?“

Hertha lächelte.

Der Mann stockte kurz. Dann sagte er halblaut wie in selbstiger Berlegenheit, gleichsam um Entschuldigung bittend:

„Es ist mir zu ernst, als daß ich nun noch weiter „Maske“ spielen könnte. Ich bin der Herzog von B.“

Es fiel der Name einer bekannten alten Familie, eines mediatisierten, also längst nicht mehr regierenden Hauses, das aber immer noch zu den ersten des „Gotha“ des Adelskalenders zählt.

Ob der Tanzpartner eines frohen Faschingsabends nun die Wahrheit sagte, oder ob er lediglich den Abend mit einem letzten Faschingsherzenden wollte — Hertha lachte und verneigte sich und antwortete:

„O, Herr Herzog — oder sagt man Durchlaucht? — große Ehre... und Offenheit gegen Offenheit, ich bin die Dienstmagd Hertha B., bedientet in dem Friseurgeschäft A. auf der Maximilianstraße! — Gute Nacht, Durchlaucht!“

Und verichwand im Gewoge; der Mann sah nur noch den blonden Haarichopf wehen und hörte die letzten verwehten Klänge eines gluckenhellen Lachens.

Brautgewicht und Mitgift

Eine sehr wertvolle Frau in den vergangenen teuren Zeiten war die Dame, mit der ein Pariser Seifenhändler in den heiligen Stand der Ehe trat. Die schöne Braut, die Tochter eines Seifenfabrikanten, empfing von ihrem Vater als Hochzeitsgeschenk nicht nur eine ansehnliche Summe Geld, sondern außerdem noch ihr eigenes Gewicht in feinsten Toilettenseife. Das selbe Quantum soll sie jedes Jahr an ihrem Hochzeitstage erhalten, eine mahnde Aufforderung an den jungen Ehemann zur liebevollsten Pflege seiner jungen Frau.

Als einer der berühmtesten Tabakpflanzer auf den westindischen Inseln seinen zukünftigen Schwiegerohn fragte, was er ihm zum Hochzeitstage schenken solle, bat ihn dieser um einige Kisten Zigarren. „Gut, du sollst das Gewicht meiner Tochter in Zigarren haben.“ Er hielt Wort. Am Tage vor der Hochzeit ließ er die Tochter wiegen und fandte noch am selben Abend dem jungen Ranne nicht weniger als 214 Kisten mit Zigarren.

Das Geschenk eines Kohlenhändlers in Yorkshire an seine Tochter zu ihrer Hochzeit richtete sich ebenfalls nach ihrem Gewicht, denn für jedes Pfund erhielt sie eine Tonne der besten Kohlen. Seine Absicht, die er ihr an ihrem Verlobungstage mitteilte, spornete sie, da sie berechnender Natur war, an, ihr Körpergewicht nach Möglichkeit zu erhöhen, so daß sie während der sechsmonatigen Verlobungszeit einen Gewinn von zehn Tonnen — selbstverständlich in Kohlen — zu verzeichnen hatte.

Der Vater eines jungen Mädchens in Königsgrätz versprach demjenigen, der seine Tochter heiraten würde, sie mit ihrem Gewicht in Silbergeld zu beschenken. Da die Dame, wenn auch nicht außergewöhnlich stark, so doch ganz wohlgenährt war, so fand sich mehr als ein Bewerber, nachdem der annehmbarste Kandidat ausgewählt worden war, fand die Trauung statt. Dann kam die Hauptsache: Das Wiegen der Braut, die zum Entzücken ihres Vaters 155 Pfund wog. Die Mitgift betrug demgemäß 13 500 Gulden.

Bei den Naturvölkern liegen die Dinge oft umgekehrt. Dort wird nicht der Brautvater eine Mitgift aus, sondern der Schwiegerohn hat für die Braut aus dem Schwiegergute einen Preis zu bezahlen. Der Preis besteht nicht immer in Geld, meistens in Naturalien wie Vieh und Getreide. Auch bei diesen Völkern richtet sich der Preis nicht nur nach der Schönheit der Braut, sondern nach ihrem realen Wert, der in dem Lebensalter, in der Arbeitsfähigkeit und schließlich in ihrem Gewicht zum Ausdruck kommt. Bei vielen Stämmen Afrikas und auch in Asien ist die Frau um so wertvoller, je schwerer und umfangreicher sie ist. Schwere Frauen werden hauptsächlich bei einigen Negerstämmen Ost- und Westafrikas sehr geschätzt, und der Schwiegerohn muß hier schon eine erhebliche Zahl von Kindern oder Schafen dem Schwiegerguter zum Geschenk darbringen, ehe er dessen Segen für die Verbindung mit seiner Tochter erhält. Allerdings besteht doch ein Unterschied zwischen diesen Wertbestimmungen. Bei den Naturvölkern ist es die Regel, in Europa muß man sie zu den wenig geschmackvollen Einfällen rechnen.

Zeichnung: Drewitz (M).

Der Mann sah sie lange an. „Ich wollte Sie wiedersehen; ich habe Sie wiedergefunden, und ich werde Sie weiter sehen.“ Er hatte ihre Hand ergriffen.

Erzählung
heim, Teleskop

Nummer

Eine ne
Zur Durchf
I

Das Reichsg
Verordnung de
Eigenschaften. Ke

1. Soweit e
Deutschen Evan
und der Durch
Evangelischen
Kirchenleitung
mentlicher und
liche Vereinigun

2. Zu den
gehören insbeso
n, die Berufu
ung und d
lichen Landes
gemeinden, die
ungen, die
neuern und
und Sammlun
schen Veransta
den.

3. Die Frei
und die Pflege
Vereinigungen

1. Der Reic
gibt die Ki
nen Fall des

2. Orga
nach einer
Kirchen oder
der kirchenbe
aufgeleitet w

Die Ueberne
Kirchenbehördl
Vereinigungen
Verordnung u
Absatz 2 fin

Diese Beror
folgenden Tage

Erläuterun
Reichsminis
ung am Mor
ungen.

Schon bei d
er Landeskir
habt, daß die
ste, eine ne
Staatsmän
jede mehr vo
ein, weil diese

den denen sich
empfen. Die
deutschen
verwaltung
ront und
mäßig sehr sta
auen bestand
auf beiden
mehr in der V

Die Kirche
Ordnung herzu
staat die Bitt
reisen und O
Schon frühe
dingte Pflicht
en nist fr
Kirche einz
standen, eine
Arde und
m. Deshalb
Landeskirchen
männern der
en, von dene
können
angewollte Am
angelegt wur
engenfeittiger
oder nicht.

Nach langer
in nützig
ederfallg ge
bergelegt w
Evangelischen
habe sich